

Günter Görlich



*Der Schwarze
Peter*



Impressum

Günter Görlich

Der Schwarze Peter

ISBN 978-3-96521-677-8 (E-Book)

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

Das Buch erschien 1957 im Verlag
Neues Leben Berlin.

© 2022 EDITION digital

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860 505788

E-Mail: verlag@edition-digital.de

Internet: <http://www.edition-digital.de>

Erster Teil

Genosse hat mir Ente weggenommen

Der Wind weht kalt und treibt graue
Wolken über das weite Trümmerfeld.
Ich hocke im Kellereingang und warte
auf Ente. Ente ist gegangen, um Paul
abzuholen.

Draußen wird es dunkel. Es regnet.

Im Keller quietschen Ratten, und ich
habe vor ihnen Angst. Die Ratten sind
fett und guter Dinge, weil in den
Ruinenkellern noch viele Leichen
liegen.

In meiner Nähe kollern Steine; Ente
tappt vorsichtig die Stufen herunter.

Träge schüttelt er die Nässe aus den
Kleidern; seine Hände und Lippen
schimmern blau vor Kälte. Er sieht mich
missmutig an und kneift die Augen
zusammen.

„Paule kommt nicht“, sagt er.

„Ist er krank?“

Ente schüttelt den Kopf und spuckt aus.

„Er macht nicht mehr mit.“

Er setzt sich neben mich und erzählt:

„Ich hatte kaum an die Wohnungstür geklopft, da öffnete ein Mann. ‚Willst wohl Paul abholen?‘, fragte der und kam ganz dicht an mich ran. ‚Mach, dass du wegkommst; mit der Klauerei ist jetzt Schluss‘, drohte er. Da bin ich natürlich abgehauen. Im Flur hing ein blauer Rock. Der Alte ist bestimmt zur Polizei gegangen.“

Ich beiße die Zähne aufeinander, dass es knirscht.

Paules Vater ist erst vor ein paar Tagen nach Hause gekommen, weiß der Kuckuck, woher. Bis jetzt ging alles in Ordnung. Seine Gören hatten eine warme Bude und was für den Magen. Nun ist er gekommen und sofort Polizist geworden. Da haben sie das nicht mehr nötig. Die Polizeileute bekommen sicher Zuteilung.

Paul kommt also nicht mehr. Der Feigling hat sich rumkriegen lassen. Zu Ente kann ich aber nicht sagen, was ich so denke. Wir sind nur noch zwei, und wenn ihm auch so etwas einfallen sollte

...

Ente lehnt mit dem Rücken an der Mauer und döst vor sich hin. Manchmal schüttelt er sich, weil er friert.

Ich brauche keine Angst zu haben. Bei Ente kann kein Vater kommen und schnell Polizist werden. Entes Vater haben sie im Krieg totgeschossen.

Ich hänge Ente meine Joppe um. Sie ist warm und reicht fast bis zu den Waden wie ein Mantel. Die Ärmel hat Großmutter umgenäht. Die Joppe hat einen Zentner gute, glänzende Steinkohle gekostet.

Ente wird wieder fröhlich. Aus der Hosentasche angelt er sich einen Zigarettenstummel. Er meint, wenn man raucht, und wenn es nur eine Kippe ist, spürt man den Hunger nicht so sehr. Ich

glaube das nicht. Soll er rauchen; er ist ein Jahr älter als ich, er ist schon dreizehn.

Vielleicht werde ich später auch rauchen.

Ente ist schnell zufrieden und macht auch alles mit, wenn er nur nicht seinen Kopf anzustrengen braucht. Ich muss immer alles ausknobeln.

„An die Bunker kommen wir nicht ran, dort schnüffelt zu viel Polizei mit ihren Hunden herum“, sage ich.

Ente brummt undeutlich.

„Wir müssen das anders anstellen“, sage ich für mich.

Ente zieht an seinem Stummel und antwortet nicht.

Da werde ich böse.

„Los, wir hauen ab!“

Ich habe mir schon alles ausgedacht. Auf dem hohen Bahndamm steht das Hauptsignal. Die Kohlenzüge fahren an dieser Stelle langsam und müssen fast

immer vor dem Signal halten. Ich werde auf einen Waggon klettern und die Kohlen hinunterwerfen. Ente wird sie sammeln.

Wir laufen los. Inzwischen ist es stockdunkel geworden, und der Regen sprüht fein und gleichmäßig.

Ich habe meine Joppe wieder an. Ente hat sich einen Kohlensack über die Schultern gelegt. Die Ohrenklappen seiner Russenpelzmütze hat er nach unten gezogen. Er watschelt ein bisschen beim Laufen, darum rufen wir ihn auch „Ente“. Richtig heißt er Rudi.

Die Ruinen reichen bis zu den Bahnschienen, und das ist für uns sehr günstig.

Ich bin ein bisschen neidisch, weil Ente die schöne warme Pelzmütze hat. Er erzählte, dass er sie einem toten Russen vom Kopf genommen hat. Das ist bestimmt geflunkert.

Bald ist Weihnachten. Vielleicht kaufe ich mir dann eine auf dem schwarzen

Markt. Großmutter müsste auch eine haben. Dann sieht Großmutter aus wie ein Russe.

Ganz in unserer Nähe poltert es dumpf. „Oh, verflucht!“, sagt Ente und hält sich an mir fest.

Was ist denn schon? Bei dem Wind fallen die verkohlten Häuser zusammen. Wir laufen weiter.

Die Signallampen leuchten rot und grün. Ich und Ente liegen am Hang des Bahndammes und warten. Über die vielen Schienen sind wir gut hinweggekommen, wir trafen keine Polizisten. Die sind mehr in der Nähe des Bunkers oder hocken bei diesem Wetter in ihrer warmen Wächterbude. Der Regen ist schwächer geworden. Das alte Gras fühlt sich stachlig und feucht an.

Wir warten und frieren. In der Tasche habe ich noch eine Scheibe Röstbrot. Außen ist sie hart und knusprig, innen aber weich und klebrig. Großmutter gab

sie mir, ehe ich ging. Ich fange an zu kauen. Neben mir seufzt Ente. Ich breche die Röstbrottscheibe in der Mitte durch und gebe ihm die eine Hälfte.

Wir haben vier große Säcke mit, denn wir haben uns heute allerhand vorgenommen. Manchmal müssen wir für ein einziges Brot einen halben Zentner Kohle opfern. Das sind so die Preise auf dem Markt; man darf sich aber nicht übers Ohr hauen lassen.

Ente meint, dass es bald schneien wird.

In der Ferne pfeift eine Lokomotive, und langsam nähern sich zwei trübe Lichter. Das Signal steht auf Halt. Die Lokomotive pfeift noch einmal, schrill und wütend. Meine Rechnung scheint zu stimmen. Ente schnauft vor Aufregung. Der Zug klirrt und rumpelt über die Schienen. Mein Herz schlägt schnell. Es ist ein Kohlenzug, und er muss halten.

Die Begleitpolizisten sitzen immer hinten auf dem letzten Waggon. Schnell

klettere ich eine nasse, kalte Eisenleiter hoch. Ich werfe die Kohlen über den Rand des Waggons, und dabei rinnt mir der Schweiß über den Rücken. Es hängt alles davon ab, wie schnell wir arbeiten, Ente und ich. Ein plötzlicher Ruck reißt mich nach hinten. Der Zug fährt wieder. Die Puffer knallen laut zusammen, und doch höre ich deutlich das Schreien. Es scheint von weit her zu kommen und dann wieder sehr nahe zu sein.

Mein erster Gedanke ist Ente ...

Ich springe vom Waggon. Die scharfen Steinkanten des Schotters reißen mir Hände und Knie auf. Ich presse mich an die Erde, rühre mich nicht, lausche. Die Räder rollen, die Waggons poltern, und doch höre ich das Schreien.

Dort, wo Ente liegen muss, schwanken Lampen hin und her. Eine heisere, aufgeregte Männerstimme ruft: „Los, macht schnell, der blutet aber ...“

Ich springe auf, laufe, stolpere über Schienen, falle hin, haste weiter. In meinem Hals würgt es, und mir wird glühend heiß und dann wieder eiskalt. Großmutter werde ich nichts sagen. Ich weiß nicht, was ich tun soll.

Mein Freund Ente ist vom Kohlenzug überfahren worden.

Der Winter ist bald vorbei. Der Schnee pappt, und es ist nicht mehr so kalt.

Großmutter sagt: „Gott war uns barmherzig!“

Ich weiß nicht, in diesem Winter war es hundekalt, und erfroren sind genug.

Die Schule wurde geschlossen; dadurch sparte ich das Schwänzen.

Ich will Ente im Krankenhaus besuchen, und mir ist im Bauch so schwach. Für Ente habe ich ein Päckchen mit; ein Brot und ein ganzes Pfund Zucker sind drin.

Wie wird Ente nur aussehen? Den linken Fuß bis über den Knöchel sollen sie ihm abgeschnitten haben. Das tat sicher sehr weh. Als ich damals hörte, dass Ente nicht tot sei, war ich sehr froh. Ich werde ihm sehr viel erzählen müssen. Schon oft wollte ich ins Krankenhaus gehen, und immer wieder schob ich es auf. Ich traute mich einfach nicht hin.

Einmal sprach der Lehrer in der Schule über das Unglück. Am liebsten wäre ich in die Erde versunken, aber von mir sagte der Lehrer nichts. Ente hatte mich nicht verraten.

Zum Krankenhaus gehören viele große rote Häuser. Auf das Krankenhaus sind auch Bomben gefallen. Ich staune, dass in allen Fenstern Glasscheiben blinken.

In den Trümmern wühlen Frauen. Trümmerweiber seien das, sagte einmal Bruno, und sie seien schön dumm, dass sie so schuffen. Sie sehen wirklich schlecht aus, und man denkt,

der Wind könnte sie umblasen. Bruno meint auch, dass sie von den Russen dazu gezwungen werden. Ich lasse mich nicht zwingen.

Ich steige eine breite Treppe hoch. Es riecht so seltsam, das sind bestimmt die Krankheiten. In meinen Halsadern pocht das Blut, und ich schwitze richtig.

Eine Schwester will mir zeigen, wo Ente liegt. Sie spricht zu mir ganz laut, als ob es gar kein Krankenhaus sei. Ich möchte wieder umkehren, aber die Schwester geht neben mir.

In einem hellen Zimmer stehen weiße Betten, und in einem liegt Ente. Ich stehe vor dem Bett und kann nicht reden. Ente sieht gar nicht aus wie Ente. Er hat so große Augen, und blass ist er und sehr sauber.

„Tag, Rudi“, sage ich, „hier ist es aber schön warm.“

Die wenigen Worte bringe ich mühsam heraus.

„Tag, Peter! Das ist prima, dass du mal kommst“, antwortet Ente, lächelt dabei und wird rot. Ich setze mich, will ihn ansehen und kann es nicht. Ich gebe ihm das Paket, und er nimmt es vorsichtig mit seinen weißen, sauberen Händen. Ich weiß nicht, wo ich meine hintun soll.

„Meine Mutter sagte mir, dass du ihr jede Woche was zum Essen und zum Feuern bringst“, beginnt Ente zu sprechen.

„Ja“, sagte ich, „deine Mutter hat es nicht leicht mit den Kleinen, und wo du doch nicht mehr kannst.“

„Du, Peter“, Ente zieht mich am Arm, und ich muss ihm in die Augen sehen, „mach das nicht mehr, geh keine Kohlen mehr klauen ...“

Jetzt schaue ich ihm in die Augen.

„Ich hole keine Kohlen mehr, bestimmt nicht, seit damals nie mehr. Das kann ich schwören.“

Ente lässt sich in das Kissen zurückfallen. Er scheint zufrieden zu sein.

Dann erzählt er. Die Polizisten und Eisenbahner haben ihn vom Eisenbahngelände getragen. Weit und breit war kein Auto aufzutreiben, und er wäre bald verblutet. Zum Glück kam dann noch ein Russenauto. Es war auch höchste Zeit. Der Russe fuhr wie der Blitz, und so ist Ente nicht verblutet.

Hier im Krankenhaus sind alle gut zu ihm. Die Russen kümmern sich sehr viel um das Krankenhaus. Sie bringen Glas für die Fenster und Kohlen zum Heizen. Der Russe, der ihn mit dem Auto ins Krankenhaus gebracht und ihm das Leben gerettet hat, besuchte ihn auch einmal. Er sagte, dass alle Leute, die fleißig und ehrlich arbeiten, es später gut haben werden.

Ente spricht und spricht. So kenne ich ihn gar nicht. Aber Ente ist krank, und das mit dem Fuß ist schlimm. Sonst würde ich ihm sagen, dass er ganz

schön redet, dass aber in Wirklichkeit alles ganz anders aussieht.

Habe ich nicht erlebt, dass im Winter viele verhungert und erfroren sind? Und Bruno hat ja auch gesagt: „Die Trümmerweiber müssen schuften, und die Russen schleppen alles aus Deutschland weg.“ Ich möchte wissen, warum Ente so anders geworden ist. Ich frage ihn, von wem er das alles weiß. Ente zeigt zum anderen Bett hinüber, und ich sehe ein mageres, gelbes Gesicht in einem weißen Kissen.

„Er heißt Genosse“, flüstert Ente. „Der ist sehr schlau. Sie haben ihn immerzu gejagt, und davon ist er krank geworden. Der kann erzählen.“ Ich schiele nach drüben.

Wer Zeit hat, kann viel erzählen, und für Ente ist das auch ganz gut, da wird er nicht so traurig.

Es ist still zwischen uns. Plötzlich zupft mich Ente am Ärmel. „Sag mal, Peter“, er zeigt auf das Päckchen, „wo hast du

das alles her?“ Ich werde rot. Was soll ich antworten? Soll ich von Bruno erzählen und vom schwarzen Markt? Ente ist ganz anders geworden. Er wird viel fragen und mich nicht mehr verstehen.

„Weißt doch, Rudi, in den Trümmern findet man so allerhand“, sage ich leichthin.

Er mahnt, ich soll vorsichtig sein. Viele werden ins Krankenhaus eingeliefert, die in den Ruinen herumgekrochen sind. Ich sitze auf dem Bettrand und bringe nichts Gescheites mehr heraus. Dafür redet aber Ente. Er sieht mich merkwürdig an und sagt, dass es falsch ist, die Schule zu schwänzen, weil man sich dabei sozusagen nur ins eigene Fleisch schneidet.

Ich denke, dass Ente vor Weihnachten noch viel weniger zur Schule ging als ich, und eigentlich müsste ich jetzt ein bisschen lachen. Ente sagt aber noch, dass alle fleißig lernen sollen, weil später alle sehr klug sein müssen, und

dass er jetzt schon damit anfängt und dass Genosse ihm dabei hilft.

Nun, da weiß ich gleich, woher der Wind weht.

Ente redet, und ich bin schweigsam. Früher war es mit uns beiden umgekehrt. Eigentlich könnte ich schon gehen, aber ich bin neugierig, wie der abgeschnittene Fuß aussieht. Ente wird vielleicht sehr traurig werden, wenn ich ihn danach frage.

Er fängt aber selbst davon an. Er schlägt die Bettdecke zurück, und ich sehe seine dünnen Beine nebeneinanderliegen. Das eine Bein hat keinen Fuß mehr. Ente sagt, dass er in einem Jahr wieder laufen könne. Das glaube ich aber nicht, und er muss es wohl merken.

„Sie machen mir einen Fuß aus Leder und Holz“, sagt er und beugt sich weit zu mir hinüber. „In Russland lebt ein Flieger, dem wurden beide Beine weggeschossen. Der läuft wie ein

gesunder Mensch und fliegt sogar wieder Flugzeug. Das ist eine tolle Geschichte mit diesem Flieger. Genosse hat sie mir erzählt, er hat sie in einem Buch gelesen.“

Ente hat von diesem vielen Erzählen rote Backen bekommen. Ich bin froh, dass die Schwester in das Zimmer ruft: „Die Besuchszeit ist zu Ende.“ Ente drückt mir die Hand. Seine Augen sind fröhlich. Noch einmal blicke ich verstohlen zu Genosse hinüber. Er schläft. Aber ich bin traurig. Er hat mir Ente weggenommen.

In Brunos Faust glänzt ein Messer

Der kleine Muck hat seine Zauberpantoffeln verloren; das ist auf Seite 82 gerade noch zu lesen. Das nächste Blatt ist aber schon Seite 150, und da steht nichts mehr vom kleinen Muck geschrieben. So ist es, wenn im Buch die Hälfte fehlt; dabei gefällt mir die Geschichte vom kleinen Muck so gut.

Großmutter sitzt in dem roten Plüschsessel, der bestimmt schon älter ist als sie selbst, und strickt. Die Wolle zog sie aus einem alten Strumpf, und jetzt soll für mich ein warmer Schal daraus werden. Vor dem Fenster treiben weiße Flocken. Vor kurzem schien noch die Sonne, und hoch am Himmel zogen lustige weiße Wattewölkchen. Ein Spruch sagt: April, April, macht, was er will.

Von der Straße her pfeift es. Ich zucke zusammen. Das ist Bruno. Vorsichtig

spähe ich hinter der Gardine zum Fenster hinaus. Unten auf der anderen Straßenseite steht er in seiner gesprenkelten Tarnjacke, die Kapuze hat er über den Kopf gezogen.

Damals, als ich von Ente aus dem Krankenhaus kam, ging ich einfach nicht zum Treffpunkt am Alex. Ich dachte immerzu an Ente, der so anders geworden ist. Ich habe auch über den Mann mit dem gelben Gesicht nachgedacht. Von ihm hat Ente anscheinend viel gelernt. Im Stillen wünschte ich mir manchmal, auch im Krankenhaus zu liegen, in einem weißen, warmen Bett. Einer erzählt, und man kann zuhören und fragen.

Ente und ich haben geschworen, uns niemals zu trennen und einander immer beizustehen. Einmal tat ich das nicht, weil ich Angst hatte, aber dann machte ich das wieder gut. Ich ging nicht hin zu Bruno. Schon zwei Wochen fehlte ich keinen Tag in der Schule. In Großmutter's Kommode stehen ein paar

Bücher. Zuerst las ich die Bibel, und die ist nicht so langweilig, wie ich dachte. Da ziehen sie oft in den Krieg und kämpfen.

Großmutter ist fromm. Sie besitzt ein ganz dickes Buch, so dick wie ein viereckiges Russenbrot.

Da sind tausend Geschichten von Heiligen drin. Das legte ich bald weg, weil ich in der Nacht davon träumte. Da wurden welche ins Feuer geworfen, aber verbrannt sind sie doch nicht, nur gestorben. Manche gingen einfach durch die Wände hindurch, schwebten über dem Marktplatz und sprachen zu den Leuten. Ich wurde von diesen Geschichten richtig wirr im Kopf.

Großmutter sagte ich, dass ich alle Heiligengeschichten gelesen hätte. Ich wusste, dass sie sich darüber freuen würde.

Großmutter hat noch ein Andenkenbuch an Großvater, und das hält sie sehr in Ehren. Sie hat es noch

nicht gelesen, weil sie nicht richtig lesen kann. Bebel heißt das Buch; das klingt ähnlich wie Bibel. Ich nahm es mir einmal heimlich aus der Kommode. Das kann aber kein Mensch lesen. Die Schrift ist so krakelig, und mit dem Geschriebenen ist nichts anzufangen. Vielleicht ist das ein Arztbuch von früher. Großmutter erzählt immer, dass Großvater sehr klug war, bald wie ein Doktor, und er wollte auch andauernd allen armen Menschen helfen.

Das beste Buch von Großmutter ist das mit den Märchen. Das habe ich schon dreimal gelesen, aber beim kleinen Muck hat mir das nicht viel genutzt. Ich weiß bis heute noch nicht, was aus ihm geworden ist.

Das Lesen ist ganz schön, aber satt werde ich davon nicht. Manchmal dachte ich an Bruno. Jetzt hat er rausbekommen, wo ich wohne. Wieder gellt ein langer schriller Pfiff von der Straße. Ich muss jetzt nach unten.

Bruno sieht mich böse an und gibt mir nicht die Hand. Er ist einen Kopf größer als ich und über zwei Jahre älter.

„Warum kommst du nicht mehr?“, fragt er.

„Ich mache nicht mehr mit.“

Brunos Augen werden groß. „Wir hauen dich zusammen.“

Das werden sie tun, ich weiß es. Ich sage aber kein Wort.

„Mach keinen Unsinn“, sagt Bruno versöhnlich und streift mit einem Ruck seine Kapuze vom Kopf, „wir drehen ein Ding, da ist alles dran.“ Aus der Tasche seiner Tarnjacke holt er ein paar zerknitterte Geldscheine. „Hier, kauf dir was.“

Die S-Bahn schaukelt und schlingert hin und her, weil die Schienen ausgeleiert sind. Ich habe ein Abteil ausgesucht, wo die Fenster Glasscheiben haben, denn da kann ich hinausschauen.

Was wird heute Abend los sein? Bruno nahm mich noch nie zu einer großen Sache mit. Was verstehen die überhaupt unter einer großen Sache?

Bruno lernte ich auf dem schwarzen Markt kennen. Das war gleich nach dem Unglück mit Ente. Aus den Trümmern hatte ich eine alte Küchenwaage geholt, und die wollte ich verkaufen. Sie war ganz schön verbeult, und ich brachte sie erst in Ordnung. Großmutter putzte sie blank. Eine Frau wollte sie mir für zehn Mark abkaufen. Ich tippte an die Stirn und sagte nur: „Hundert Mark ist sie wert in unserer Zeit.“ Die Frau wollte mir eine kleben, aber sie hat es doch nicht getan. Für achtzig Mark wurde ich die Waage los. Als ich gerade verschwinden wollte, stieß mich jemand an. Vor mir stand ein großer Kerl mit einer grauen Militärmütze auf dem Kopf. Ich hielt mein Geld in der Tasche fest.

„Brauchst keine Angst zu haben“, sagte der Große, „ich will dein Geld nicht haben.“

Er hatte zugesehen, wie ich die alte Waage verkauft hatte. Er sagte: „Mensch, ich hätte mich schiefmachen können, als du den Preis für das rostige Blechding bis auf achtzig Mark hochgeschraubt hast.“ Er wollte mit mir ein Geschäft machen: „Mir fehlt dein Talent zum Handeln, dafür habe ich aber einen Haufen Zeug zum Verkaufen. Natürlich nicht solch alten Plunder wie deine rostige Waage“, sagte er.

Seit dieser Zeit verkaufe ich für Bruno allerhand Zeug auf dem schwarzen Markt. Vom Verdienst bekomme ich etwas ab. Aber ich sehe schon zu, wo ich bleibe. Genau braucht Bruno nicht zu wissen, was ich so aus den Sachen herausschlage.

Der Bahnsteig in Rummelsburg ist leer. Es wird bald schummrig. Hier soll ich Bruno treffen. Ich sehe ihn schon. Er

steht unten vor dem Bahnhof, und noch zwei andere sind bei ihm. Ich kenne sie, weil sie mir oft Zeug zum Verkaufen bringen.

Die drei, die Hände tief in den Taschen, starren mich aus verfrorenen Gesichtern unfreundlich an.

„Wird Zeit, dass du kommst“, brummt Bruno.

Wir trotten los, und Bruno läuft an der Spitze unseres Trupps. Er scheint hier gut Bescheid zu wissen. Ich kenne diese Gegend nicht. Ich weiß nur, dass in der Richtung, in der wir laufen, viele Lauben liegen. Großmutter erzählte mir einmal, dass wir früher auch Laubenpieper waren, zwischen Rummelsburg und Ostkreuz.

Ich bin aufgeregt, weil ich nicht weiß, was wir vorhaben. Den ganzen Nachmittag dachte ich darüber nach, was das eigentlich für eine große Sache sein könnte, von der Bruno sprach. Vielleicht haben sie in einer

Ruine einen wertvollen Schatz entdeckt. In der letzten Zeit des Krieges vergruben viele Leute ihr Zeug. Davon habe ich schon oft gehört. Aber in dieser Gegend waren schon immer nur Lauben und arme Leute. Was sollte da wohl vergraben worden sein.

Die letzten Häuser liegen schon weit hinter uns, und wir laufen immer hinter Bruno her. Der Weg ist sandig und voller Löcher, in denen Wasser steht. Ich bin schon ein paarmal in eine Pfütze getreten. Meine Füße sind nass und kalt. Ich muss mir unbedingt feste Schuhe besorgen.

Bruno läuft in hohen, festen Schuhen mit dicken Ledersohlen. Das sind amerikanische Soldatenschuhe. Wir laufen und sprechen nichts, und ich habe eine Wut, weil ich friere. Aber es ist schon zu spüren, dass der Frühling kommt. Es riecht nach feuchter Erde und altem Laub. Ich habe den Frühling gern.

Bruno läuft langsamer. In einigen Lauben brennt trübes Licht.

Wir biegen in einen zwischen Gärten gelegenen schmalen Weg ein. Vor einem niedrigen Zaun bleibt Bruno stehen. Wir drängen uns an ihn heran und lauschen. Irgendwo bellen Hunde.

Ich glaube, mein Herz schlägt so laut, dass es weithin zu hören ist. Im Dunkel des Gartens steht eine Laube. Bruno drückt die Klinke der Gartentür nach unten. Die Tür quietscht in den Angeln. Wir gehen auf das Häuschen zu. Mit meinem Knie stoße ich gegen etwas Festes, Hartes. Dumpf poltert etwas zu Boden.

Bruno bleibt stehen und schimpft leise: „Mensch, nimm dich zusammen!“

Das Knie tut mir weh. Mit einem Stemmeisen bricht Bruno die Tür auf, die mit Dachpappe benagelt ist. Jetzt weiß ich, was wir hier sollen. In der Laube ist es warm, und es riecht nach Äpfeln und allerhand Kraut. Erkennen

kann ich nichts, weil es stockdunkel ist. Eine Taschenlampe leuchtet auf. Ihr Schein irrt im kleinen, engen Raum umher, gleitet über einen Schrank, einen wackligen Tisch, einen schwarzen, rußigen Kanonenofen und bleibt plötzlich stehen. An der Wand steht ein Bett, und dort liegt ein Mensch. Ich spüre das Zittern meiner Beine. Der Mensch bewegt sich, hebt den Kopf und starrt in den Schein der Lampe. Der Mann ist alt und hat einen weißen Bart.

„Was wollt ihr?“, fragt er leise und stockend, und seiner Stimme ist anzuhören, wie erschrocken er ist.

Es ist still, jeder versucht wohl den Atem anzuhalten.

„Was wollt ihr?“, sagt der Mann schon lauter und richtet sich auf. Bruno geht zögernd einen Schritt auf ihn zu und flüstert: „Sei ruhig Mann, wir suchen was!“